

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-335980](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-335980)

## Die Mutter

Von Elfriede Vogel

Der Rücken des Bauern beugt sich greisenhaft in wenig Tagen. Knechte und Mägde flüstern bei der Arbeit, dämpfen unbeholfen die schweren Schritte. Die Kinder sitzen auf den Steinstufen vor der Haustüre herum, haben keine Lust zum Spielen. Die Mutter liegt im Sterben. Acht- und dreißig Jahre ist sie alt, hat fünfmal Leben dem Leben geschenkt, den Kopf allezeit aufrecht getragen. Jetzt sitzt der Tod neben ihr, bereit, sie an der Hand zu nehmen. Die Frau spürt seine Nähe, erkennt seine Unbeugsamkeit, schließt in Gedanken ab mit dem Dasein. Der Pfarrer tritt ins Zimmer, ein bejahrter Mann. Trösten will er, vorbereiten für das Ende. Begegnet ruhigem Auge, gefasstem Sinn, fühlt sich überflüssig. Spricht Etlliches vom Frieden Gottes, von der Anerkennung seines Willens, von Güte, Gnade. Die Worte gleiten an das Ohr der Sterbenden, sind ihr unzweifelhaft, selbstverständlich. Gedanken aber binden die Seele der Bäuerin noch an das Leben. Da sind die Kinder im Alter von vier bis vierzehn Jahren. Josef wird heiraten müssen, soll nicht das volle Trauerjahr abwarten. Eine Frau braucht er, eine Mutter die Kinder. Die Anna vom Waldbauern wird's schaffen können; wird tüchtig zugreifen in Haus, Stall und Feld; ist ein gesundes Weib, kräftig und nicht zu jung; der Mann wird nichts entbehren, die Kinder auch nicht.



Der Geistliche kann nicht glauben, daß die Frau sterben muß . . .

Die Kranke wird unruhig. Der Pfarrer glaubt, es bedrücke sie der Tod, redet eindringlicher vom gottseligen Ende einer christgläubigen Seele; wird unterbrochen von der Stimme der Frau, die leise, aber fest anhebt: „Bleibt mir nichts übrig als zu sterben; muß wohl schon so sein, Herr Pfarrer. Wollet so gut sein, mir die Kinder jetzt rufen, sie nochmals zu sehen. Ich glaube, es ist bald soweit.“ Das hört sich so bestimmt an, als wollte Frau Theresie sagen: „Morgen wird gedroschen.“ Der Geistliche vergißt die Salbung der Rede, gibt der Kranken die Hand, als handle es sich um den Besuch einer Genesenden, die er bald wieder begrüßen kann, geht aus der Kammer, heißt die zwölfjährige Marie die Geschwister zur Mutter rufen, bietet dem Bauern, der am Gartenhag Latten festnagelt, um sich Arbeit zu schaffen, einen guten Abend. Steigt ins Dorf hinab. Kann nicht glauben, daß die Frau sterben muß.

Durch die enge Kammertür drücken sich die Kinder ins Sterbezimmer. Verlegen senken sich die braunen Köpfe mit den runden Gesichtern. Tod ist etwas Unfassliches, Unausdenkbares. Sterben ein leeres Wort. Die Haltung der Knechte und Mägde, die Unruhe des Vaters lassen etwas Unheimliches abnen, dämpfen den kindlichen Frohsinn. Die Mutter hebt den Kopf ein Weniges in den Kissen, überschaut die kleine Schar. Heftet den Blick auf das eigensinnige Gesicht Josefs, des Ältesten, gleitet auf den dunkelbraunen Scheitel Mariens, begegnet dem großerstaunten Auge Peters, sieht, daß das Theresle wieder einmal geweint hat, und bleibt am Kleinsten hängen, der auf vierjährigen drallen Beinchen neben Marie steht und die Mutter anlacht. Einen Augenblick sitzt etwas Würgendes in ihrem Halse, will ihr die Sprache nehmen. So viel liebes Leben bleibt zurück. Ein dunkler Weg vor ihr, allein. Der Kopf sinkt in einem Anfall von Schwäche in das rotfarierte Kissen. Todesangst ringt mit Heldentum, wird niedergezwungen. Und die Mutter spricht mit leisem Zittern, aber festen Herzens zu ihren Kindern: „Ich muß sterben. Wenn ihr morgen früh aufwacht, bin ich tot. Werdet brav und macht dem Vater das Herz nicht schwer; wenn er wieder heiratet, soll seine Frau eure Mutter sein. Sie wird für euch sorgen, weil ich's nicht mehr kann. Folgt ihr auch recht! Und jetzt beten wir noch einmal zusammen das Vaterunser!“ Und sie hebt an mit klarer Stimme, und die Kinder, außer dem Jüngsten, fallen ein. „Jetzt geht schlafen!“ ordnet die

Sterbende an, „ruft den Vater und vergesse mich nicht!“ Verschüchtert drängen sich die Kinder vom Bett der Mutter weg nach der Tür; nehmen ein seltsames Gefühl mit hinaus, das sie noch nie zuvor empfunden haben. Mit den Augen grüßt die Frau noch einmal das fünffache Leben, das sie geboren hat. Bezwingt den Drang, es an ihr Herz zu pressen. Letzte Kraft will gespart sein. Könnte sein, der Tod risse sie weg vor den Blicken der Kinder. Wäre ein traurig Erbeil, sähen die jungen Augen ihre letzte Not.

Ein schwerer Schritt tappt behutsam über die Bretter der Wohnstube nebenan. Die Mienen der Frau leuchten auf. Ihre schwach gewordene Hand hebt sich der arbeitsiharten des Mannes entgegen, zieht ihn auf den Betttrand, bleibt einen Augenblick auf seinen Fingern liegen wie ein Streicheln, gleitet dann zurück auf die Decke. „Josef,“ sagt die Frau, „wenn ich tot bin, lasse die Kinder nicht mehr zu mir. Sollen an mich denken, wie sie mich zuletzt gesehen haben. Mach das Begräbnis nicht zu groß. Mir hilft's nichts mehr, und du brauchst das Geld. Wenn die erste Woche herum ist, frag die Anna Reith, ob sie dein Weib werden will. Mein halt, sie wird zu dir passen, ist schaffig und gesund, hat auch ein gutes Herz. Mußt nicht drauf achten, was die Leut sagen, wenn du so bald freist. Sag, ich hätt's gewollt. Der Hof braucht eine Bäuerin, du brauchst eine Frau, den Kindern fehlt die Mutter. Hätte wohl gerne noch mit euch gelebt, aber der Herrgott will's halt anders. Muß wohl so besser sein.“ — „Theres,“ würgt der Mann mit rauher Stimme hervor, „ich mein, du siehst besser aus als heut mittag. Vielleicht bleibst doch am Leben.“ Er glaubt an den Strohhalm, an den er sich klammert. „Nein, Josef, weiß schon, daß ich sterben muß. Gestern nacht, als du noch in den Stall gingst, blieb die Tür offen stehen. Da kam die Mutter herein. Kam vom Friedhof her, wohin

wir sie getragen haben, über den Steg durch die Matte zu mir in die Kammer. Stand an der Schwelle, nickte mir zu, winkte, wandte sich, ging. Hat mich gerufen. In drei Tagen tragt ihr mich zu ihr. Legt mich ins Grab daneben. Habe allezeit an der Mutter gehangen, will auch im Tod bei ihr sein.“ Abschwächen der Stimme. Sähe Angst wacht auf. Keuchende



So steht er wortlos am Rande des Totenbettes . . .

Atemzüge. Der Bauer steht gebückt über sein Weib, will sie halten. Bäumt sich auf gegen Gottes Willen, sackt zusammen auf dem Stuhl. Seht sich mit zitternden Knien schwerfällig, streicht über gebrochene Augen die bergenden Lider. Steht am Rande des Betts, zerkrampft die Hände, stammelt wortlos Gebet.

Aber der Himmel schmückt sich mit tausend Lichtern und tut sich weit auf, und die Sterne neigen sich ehrfürchtig vor der Seele einer Mutter. Gott selbst steht auf vor seinem Geschöpf und führt es zu den Scharen derer, die sich selbst vergaßen aus großer Liebe.

## Der Schwedenacker

Von E. D. Single

Er lag im Schollenbruch und war mit seinen fünf Viertel Morgen ein hübsches Stück Land. Oben schmiegte sich sein breiter Leib in einer sanften Welle an den Schollenberg, einen niedrigen Hügel, auf dem zwei franke Pappeln standen, deren Tage gezählt waren, die aber noch immer, wie vor 300 Jahren, abends ihre langen Schatten über den Schwedenacker warfen, als wollten sie ihn schützen vor den feuchten Nebeln, die ringsum aus den Wiesengründen des Bruchs aufstiegen.

Er hatte seine Vergangenheit, der Schwedenacker, obgleich seine Erde nicht, wie der Name vielleicht vermuten lassen könnte, ein altes Grab barg oder in der Gegend irgendwo eine Schlacht geschlagen worden war. So allein, wie er hier als einziger Acker zwischen den weiten Wiesenhängen lag, von ferne anzusehen wie ein riesiger, brauner Teppich auf grünem Grund, so seltsam und eigen war auch sein Schicksal.

Er war fremd in dieser Gegend. Er gehörte nicht hierher, der Schwedenacker. Er war für die Bauern ringsum etwas wie ein verhaßter Sonderling, so befehdet und gemieden wie sein Besitzer, der eine Tagereise von seinem Hof bis hierher hatte und, obgleich ihn selbst im Dorf kaum mehr jemand kannte, eine vielberedete Person war.

Noch vor siebzig Jahren etwa hatte fast das ganze Schollenbruch den Grafs gehört. Vielleicht hatte es damals sogar auch noch das „Schweden“-Bruch oder die „Schwedenwiesen“ geheißen, wie der Acker noch heute der Schwedenacker hieß. Alles andere aber war inzwischen nach Hainbuch, in dessen Gemarkung das Feld lag, zurückgekommen, mit Ausnahme dieses einen Ackers an den Pappeln, den der alte Mathäus Graf verteidigte, als gelte es nicht den Besitz eines mittelgroßen Stück Bodens, sondern eines Gutes, von dem sein Leben abhinge.

Von neuem aufgelebt war der uralte Streit damals, als drei Schöffen des Feldgerichts von Hainbuch zusammen mit dem Schultheiß Schorer wieder einmal fünf Stunden über den Berg getappt waren, um dem Mathäus Graf VII. 1500 Mark auf die Hand für den Schwedenacker zu bieten, damit sie ihre Wiesen besser wässern könnten, und der alte Graf, nach Rede und Gegenrede, nach einem unvorsichtigen Vorhalt der Hainbucher: wie das ganze Schollenbruch, so hätten die Grafs damals in der Schwedenzeit auch den Acker für einen Laib Brot bekommen, als die Bucher hungerten und

die Grafs auf ihrem abgelegenen Hof verschont geblieben waren, — die hochfahrende Antwort gab: Wenn die Bucher wieder einmal zum Hungern kämen, so wolle er, der Mathäus Graf, nicht einmal für ganz Hainbuch einen Laib Brot geben, und daß seine Altvordern das Schollenbruch, das ihr Recht und Eigen gewesen sei, zurückgegeben hätten, das könne er diesen noch nicht einmal im Grabe vergessen . . .

Es war ein hitziges Wort, im jähen Zorn gesprochen, aber es wuchs, dieses Wort, es wurde zu einem Berg des Hasses zwischen den Bauern: Für ganz Hainbuch nicht einen Laib Brot! Noch nicht einmal im Grabe vergessen! . . . Kam einer der Grafs nach Hainbuch, so konnte er vergegenwärtigt sein, daß irgendwoher ein Stein geflogen kam oder einer der Alten vor ihm ausspuckte, von den Jungen ganz zu schweigen, die Händel mit den Leuten vom Grafenhof suchten, wo immer sich eine Gelegenheit bot.

Den Dung für ihren Hainbucher Acker mußten die Grafs sechs Stunden weit über den Berg herführen, denn nicht einmal einen Karren Mist hatten die Bucher für einen Graf übrig. Einmal, als eine Feldbereinigung angeündigt war, die allerdings dann wieder unterblieb, lag der Schwedenacker zwei Jahre überhaupt brach, und der alte Graf ließ verlauten, er werde zehn Fuhren Steine einpflügen, wenn der Acker an die Bucher käme.

Anbekümmert um den Haß der Menschen, gebat der Schwedenacker Jahr für Jahr in schwellender Reife seinen Segen. Es war fast, als gediehe er hier in der Fremde doppelt, als trotz er einem Schicksal, das ihn zum Zankapfel unter den Bauern hatte werden lassen. Ein Bild des geruhssamen Friedens, lag er zu Füßen der beiden Pappeln, deren hohes Laubgeäst leise im Winde bebte, die wie zwei flankierende Fahnenmaste vor ihm auf in den Himmel ragten. Verlor sich einmal ein liebeversunkenes junges Paar auf einem stillen abendlichen Gang nach dem Schollenhügel, so ging es wohl kaum an der kleinen Holzbank unter den Pappeln vorüber, ohne ausruhend von dort einen Blick zu tun über das weite schweigende Land, hinter dem sich in der Ferne die blaue, verschwimmende Kette des Gebirges erhob.

Es war wieder Sommer geworden. Golden wogte über dem Schwedenacker das Abrennmeer. Sie kamen vom Grafenhof herüber, zu fünft, zu sechst, der Alte, zwei Knechte, einer der

Söhne mit seiner Frau, und auch ein Enkelkind des alten Graf war dabei, das siebenjährige Mädchen der beiden. Im ersten Morgengrauen waren sie aufgebrochen, und als es abend wurde, zogen sich die Garben wie hohe, gelbe Zelte den Hügel hinan. Sie kehrten nicht zurück mehr in dieser Nacht. Die junge Frau hatte zwar angehalten, daß man wenigstens das Kind heim oder ins Dorf zum Schlafen bringen müsse, aber der alte Bauer hatte die kleine Johanna, die sein Liebling war, auf den Arm genommen und gefragt, ob sie mit ihnen hier draußen auf den Garben schlafen wolle, und als das Kind, froh des Neuen und Ungewohnten, freudig zustimmte, da legten sie sich alle für einen kurzen Schlummer am Ackerain nieder, um am nächsten Morgen, wenn die Wagen kämen, gemeinsam die Heimfahrt anzutreten.

Es wurde ein drückend heißer Tag. Glasig glimmend vom wolkenlosen Himmel brannte die Sonne. Sie hatten den letzten Tropfen aus den Rannen geschüttet. Das Kind suchte Glückseligkeit in den Wiesen. Die Erwachsenen standen übermüdet und voll Anlust herum, bis endlich spät gegen Mittag die beiden aneinandergedrückten Leiterwagen herangeschottert kamen und das Aufladen begann.

Das sei das letzte Mal, sagte der Sohn, daß er die Fahrt zum Schwedenacker mitmache. Man solle ihn den Hainbuchern geben, die nur einen Rabensprung hierher hätten, überhaupt sei ein solcher Acker, meilenweit von daheim entfernt, ein starrköpfiger Unsinn. Worauf der Alte nichts sagte, als daß der, dem es nicht passe, jederzeit marschieren könne, und sie verdrossen und erbittert weiterschafften.

Die junge Frau war es endlich, die sich plötzlich, kurz bevor die letzte Garbe hinaufgereicht wurde, nach dem Kind umsah. Vielleicht war es ein Zufall, vielleicht aber war es auch jene geheimnisvolle Bindung zwischen Mutter- und Kindesseele, die hier im Augenblick der Gefahr den Hilferuf lautlos vermittelte, noch bevor das Drohende sich merkbar äußerte. Die junge Frau schritt erst langsam, dann mit immer schnelleren Schritten hinüber nach den Wiesen, wo das Kind, so erinnerte sie sich jetzt, noch vor kurzem gestanden und zu ihnen herüber geschaut hatte.

Es ist zu solchen Gelegenheiten etwas von der Bitterung eines Tieres in einer Mutter. Die kleine Johanna hatte sich bis weit hinunter verlaufen. Die Frau sah den hellen Fleck der Kleider schon von weitem, aber ihr Herz verharrt noch immer in einer klopfenden Anruhe, die sich steigerte, je näher sie der Stelle kam.

Das Kind lag leicht zusammengetrümmt am Boden und schlief. So schien es wenigstens zuerst, aber dann sah die Mutter, daß seine Hände in den schwarzen Wiefengrund eingekrallt waren und von den fast tintenblauen Lippen kleine silberne Speichelfäden rannen. Sie riß das Mädchen zu sich hoch und lief unter kleinen stammelnden Schreien den Hügel hinauf, wo die anderen eben die hochbeladenen Wagen erklimmen wollten, um es sich oben für die Heimfahrt bequem zu machen. Der Schwedenacker lag jetzt sauber gerecht da, wie ein geschorenes Nasenstück, das in der Sonne bleicht.

Es war der Alte, der der keuchenden Frau, die vom eisenden Berganlaufen kaum sich selbst mehr auf den Beinen halten konnte, das Kind aus den Armen nahm und es hinüber nach der Bank unter den Pappeln trug. Die kleine Johanna stieß jetzt helle, pfeifende Atemstöße aus. Unter ihren Augen lagen zwei schmale, scharfe Schatten.

Das Kind hatte einen Hitzschlag bekommen, das sahen sie sofort, soviel kannte sich jeder von ihnen aus. Wasser! Erst riefen es alle aufgeregter und wirr durcheinander, dann murmelte es auch das Kind, leise, kaum hörbar: „Wasser!“

Es gab kein Wasser hier am Schwedenacker. Es gab nirgends Wasser hier, das wußten sie genau, da bedurfte es keines Besinnens. Während die junge Frau vor der Bank niedergesunken lag und ihre Hand unter des Kindes Kopf gelegt hielt, berieten sie deshalb in fliegender Hast, ob man das Kind nach Hainbuch hinunterschaffen oder Wasser und den Arzt



Er ritt wie ein alter Landstnecht . . .

heraufholen solle. So bemerkte niemand, daß der alte Bauer schon das Handpferd ausgespannt hatte und sich mit zwei leeren Kannen, in denen Kaffee und Most gewesen war, auf dessen breiten Rücken schwang.

Er ritt den Berg hinunter, der Bauer Mathäus, wie ein alter Landsknecht, knorrig und schwer. Sein verwittertes graues Haar flog im Auf und Nieder des stolpernden Pferdeschrittes um seinen Kopf wie ein wackelnder Helm. Am ersten Gehöft, das selbst noch eine gute Viertelstunde vom Dorf entfernt lag, hielt er an. Es war des Schultzeiß Christian Schorer's Haus. Der alte Graf wußte das, aber er trat nicht leise auf, als er mit seinen Kannen über den Hof schritt.

„Ich bin mit meinen Leuten oben am Schwedenacker und brauch' Wasser für mein Entelkind!“ sagte er und stellte sich vor den Schorer hin, der mit einer Hand noch eben durch den Futtertrog fuhr, als wisse er nicht, ob er überhaupt aufstehen solle.

„Daß du uns überhaupt kennst heute!“ antwortete der Schorer schließlich und bückt sich wieder ganz hinunter zu seinem Trog.

„Das Kind stirbt!“ sagte der alte Bauer noch, aber man spürte, daß das das Letzte war, was er überhaupt sagen würde, und es mußten mehr als diese drei Worte gewesen sein, die er da sprach, denn nun reckte sich auch der Schorer in die Höhe. Einen Augenblick sahen sie einander an, ganz nahe waren sie sich, jede der tausend geknickten Falten in ihren Gesichtern hätten sie zählen können, jedes kleine Aderchen in ihren Augäpfeln, jeden Blutschlag an den aufgeschwollenen Schläfen. So mochten vor 300 Jahren schon einmal zwei ihrer Geschlechter einander gegenübergestanden haben, nur daß es da der andere war, der diese drei Worte sagte, und daß es da nicht Wasser war, das er beischte, sondern Brot —

Und dann war es geschehen. Diese Augen, die eben noch aneinander aufgelodert waren

gleich einem senkenden Strahl, erloschen fast. Sie waren jetzt nur noch kleine, fast gleichmäßig hellblaue Lichter, die ruhig und klar ineinander tauchten.

„Dort ist der Brunnen!“ sagte der Schorer und nahm selbst eine der beiden Kannen aus des Alten Händen. . .

So konnte dem Entelkind des alten Mathäus Graf, das dieser mehr liebte, als irgend jemand wußte, noch Hilfe werden. Es erholte sich schnell, und den Doktor, der bald darauf zum Schwedenacker hinauf kam, brauchten sie eigentlich schon gar nicht mehr.

Zum Erntedankfest aber, der des Bauern Tag ist wie kein anderer im Jahr, kam der alte Graf mit der kleinen Johanna herübergefahren. Seit vielen Jahren traf man ihn zum erstenmal wieder in der alten Hainbacher Kirche, durch deren Chordecke man oben die Glocken schwingen sah, wenn das Vaterunser geläutet wurde, in der es immer dämmrig und kühl war wie in einer alten Burg. Und am Nachmittag, beim Rückweg über den Schollenhügel, da trat der Bauer Mathäus in seinem feierlichen Bratenrock noch einmal über des Christian Schorer's Hofschwelle, aber diesmal sagte er selbst überhaupt nichts, sondern nur die kleine Johanna sprach mit ihrer hellen Kinderstimme einen Satz her, den sie sicher auswendig gelernt hatte, denn sie sagte ihn fehlerlos und gut auf, wie ein richtiges Gedicht: „Weil Ihr mir Wasser gegeben habt, Schorer-Bauer,“ sagte sie, „und er nur einen Laib Brot gekostet hat, gibt Euch der Großvater den Schwedenacker wieder zurück. . .“

Als sie im dämmernden Abend oben bei den Pappeln vorbeifuhren, lag der Schwedenacker wie seit 300 Jahren in breiter Ruhe an den Hügel gebettet. Er war schon zur Winterfaat gepflügt. Aber seinen feuchtglänzenden Schollen dampfte der Herbstnebel. Das Kind drückte sich leise fröstelnd an den Großvater, der sorgsam den Arm um seine Schultern legte.

---

Es gibt keinen Aufstieg, der nicht beginnt bei der Wurzel des nationalen, völkischen und wirtschaftlichen Lebens, beim Bauern.

Adolf Hittler am 1. 5. 33 in Berlin

---

# Als die Holderbäuerin sterben wollte

Von Franz Joseph Gös

Mit der alten Holderbäuerin gings zum Sterben. Seit einer Woche schon warteten sie darauf.

„Jes' wirsch doch noch Bur, Matthes“, sagte die Moserheiner zu ihrem Sohn am Sonntag nach der Kirch, als sie langsam, mit schweren Schritten dem „Grünen Baum“ zustapften, um den gewohnten Schoppen zu trinken.

„Von mir us nit“, erwiderte der Matthes, und es war ihm ernst. Er war an die vierzig und hatte das Warten gelernt. So sehr, daß er etwas unselbständig geblieben war und sich den Antrieb des großen Hofes ohne die feste Hand der Mutter eigentlich gar nicht denken konnte. Ja, langsam wälzte sich in seinem Innern so etwas wie Angst daher „Werd' ich's allein schaffen können?“

Früher freilich, so vor zehn, fünfzehn Jahren, da hatte er manchmal ungeduldig werden wollen. Und seine junge Frau, die Lisbeth, hatte ihn darin bestärkt.

„Lueg dini Kamrade aa“, versuchte sie ihn aufzustefzen, „die bure und werke längsch uf'm eigene Hof, au' wenn d'Alte noch do sin! Was bisch dagege du? D'r Knecht von de alte Büri, un' witter nir!“

Da hatte er 's Herz in die Hand genommen und an einem Sonntagnachmittag, als die Mutter in der Heiligenlegende las, so drumherum geschwätzt. Daß sie es in ihrem Alter doch eigentlich ruhiger haben könnt' im Libdigbüsli und sich nicht mehr so zu plagen bräuchte. Es sei doch Sach genug da, nicht nur für die jungen Leut, sondern auch für sie.

Die Mutter hatte ihm ruhig zugehört und nur den Zeigefinger zwischen die Zeilen des alten Buches gestemmt, daß er ganz weiß wurde und sich nach innen bog. Und dann hatte sie den Sohn fest angesehen mit ihren kleinen entzündeten Augen und gemeint: „Bin i uf der Unwert, tum daß d'r Vatter kalt isch?“

Von da an hatte der Matthes nie mehr ein Wort gesagt. War am Morgen ins Feld gefahren vor Tag und im Winter in den Wald und war darüber in die Jahre gekommen. Denken und Grübeln war nie seine Sache gewesen. Und wenn dann und wieder die Rede darauf kam unter seinen Altersgenossen, auf dem Kirchweg, im Wirtshaus oder so, dann brummelte er wohl halb lachend, halb ärgerlich: „Len mi gob, jes' bin i seho bal' z' alt dazue!“

Und jest, auf einmal, sollte sich das alles ändern!

Der Matthes fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen. Zwar das neue Ansehen, das er im Dorfe hatte, machte seinen Schritt gewichtiger, breiter. Aber all das Ungewohnte lag schwer auf ihm und nahm ihm seine Natur gewordene Stetigkeit und Ruhe.



Lueg dini Kamrade aa, die bure längsch uf em eigene Hof!

Nur zweimal in seinem Leben war etwas Ähnliches gewesen. Damals, als er aus der Schule gekommen war und der Vater ihm die schwere Hand in die Achsel gedrückt hatte: „So, Matthes, jes' bisch e Lediger un' derfisch ins Wirtshus!“ Und später wieder am Hochzeitstag. Aber da war's leichter gewesen. Er wußte immer die feste Hand der Mutter hinter sich. Er konnte sich noch gut erinnern, wie ihm der Hubersepp auf den Schenkel gepatscht und ins Gesicht gelacht hatte: „Awwer hüt, Matthes, hüt kochts vom Beschte, bigott!“ Und dann hatten sie getanzt wie „der Lumpen am Stelken“.

Die alte Holderbäuerin lag derweil in ihrem Bett. Das hagere, gelbliche Gesicht verschwand beinahe in den hochgetürmten, karierten „Pfulgen“. Es war wenig verändert. Nur die tiefen, wie von einem harten Griffel hineingekratzten Furchen schienen noch schärfer gezogen, die dün-

nen, zusammengepreßten Lippen noch blutleerer geworden. Und die spitze Nase, die dem Gesicht etwas Raubvogelartiges gab, sprang weit und gerade vor wie ein Abrenzeiger. Der aber stand auf zwölf. Die Holderbäuerin wußte es. Und in ihren zusammengekniffenen Augen lag nicht etwa Furcht, eher etwas von fragender Neugier. Und eine stille, nach innen gerichtete Besinnlichkeit.

Im Leben hatte sie dazu ja nie Zeit gehabt. Das hatte die Sorge um das Allernächste, das Werken und Schaffen, vollständig ausgefüllt. Sie kam auch jetzt nicht eigentlich zum Denken, es war mehr ein verschwommenes Vorbeiziehen von Bildern, die ihr vordem überhaupt nie zum Bewußtsein gekommen waren. Wie das wohl „drüben“ werden würde?

Fast unwillig drehte sie sich gegen die Wand und seufzte, daß das Sterben halt gar so lang dauere.

Zuerst war sie nur arg müde gewesen. Mit Gewalt mußte sie sich morgens aus dem Bette zwingen. Und eines schönen Tags kam sie überhaupt nicht mehr hoch. Sie versuchte es zwei-, dreimal: es ging nicht. Es war, wie wenn ihr jemand ein Seil um die Brust gelegt hätte und sie nach hinten zöge. Da legte sie sich seufzend wieder hin und rief den Matthes zu sich. Jetzt war's Zeit, daß er den Hof übernahm, denn wer sich in ihrer Familie einmal legte, der stand nicht mehr auf. Das war immer so gewesen. Drum wehrte sie dem Matthes auch, als er den Dokter holen wollte: „'S het doch kei Wert, Matthes, 's wär' schad ums Geld. Hol' lieber de Herr Pfarr! An' vergiß au' nit, noch'm Sach z' luege, 's git Nege. Bim Axfahre gib Acht uf 'd Bläß, du weisch, sie vertreit (verträgt) kei' naffes Griens!“

Und die Schwiegertochter, die weinend ans Bett kam, tröstete sie: „Hül nit, Lisbeth, i hab' euch d' Zit lang g'nue g'macht. An' wenns no e Willi gange wär', d'rno hätt' am End d'r Klei' de Hof bikomme!“

So legte die Lisbeth halt ein sauberes Fürtuch an und die Lederschube und machte sich auf den Weg „ins Ort“. Es kam ihr merkwürdig vor, so „am helle Wärtig“ (Werktag) herumzulaufen wie am Sonntag, und um sich ein bißlein zu vergessen und nicht „ganz z' fullenze“, machte sie einen kleinen Abstecher ins Feld. Der gute Stand des Sach und der Gedanke, daß das alles nun endlich ihnen, den „Jungen“, gehören würde, heiterte sie sichtlich auf, und sie konnte es sich nicht versagen, da und dort im Vorbeigehen ein wenig Hand an-

zulegen, ein Pflänzlein aufzurichten, einen Stein auf den Weg und, wo es nicht anders ging, vielleicht auch auf den Acker des Nachbarn zu werfen.

Als sie aber beim Decker-Andres die ersten Häuser des geschlossenen Ortes erreichte, legte sie, wie's der Brauch war, ihr Gesicht in strenge Falten und gab mit weinerlicher Stimme auf teilnehmende Fragen Bescheid, daß es mit der Mutter leider Gottes zu Ende gehe. Die vielen Trostesworte, die sie zu hören bekam, machten die Lisbeth ganz weich und brachten zuletzt ein solches Selbstmitleid in ihr zuweg, daß sie „Ros und Wasser“ in den Zipfel ihres Fürtuchs heulte, als sie endlich die Pfarrhausstapfel aufwärts stieg.

Der Herr Pfarrer mit seinen ehrwürdigen, schneeweißen Haaren und den scharfen, klugen Augen ließ sie auf einer Stuhlecke ihren Schmerz erst ausweinen, bevor er sie nach dem Anliegen fragte.

Die Mutter versehen, gewiß! Es sei brav, daß sie den weiten Weg nicht gescheut und gleich gekommen sei. Er glaube zwar sicher, daß es mit der Mutter, die doch immer kerngesund und rüstig gewesen sei, so schlimm nicht stehe. Aber besser sei besser, und man kenne Fälle, in denen die heilige Wegzehrung nicht nur zur Medizin der Seele, sondern auch des Leibes geworden sei. Ob es heute noch sein solle, oder vielleicht Morgen nach der Kirch?

„Koscht's meh, wenn Ihr hüt noch komme?“ fragte die Lisbeth leise und vorsichtig. Und als der Herr Pfarrer lächelnd versicherte, daß es gar nichts koste: „D'rno wärs halt am beschte hüt Dwe noch'm Fütterere!“

Als sie dann bei der Bändelnanni noch ein Schüßlein voll Kaffee getrunken und das Nötige wegen dem „Lichtfage“ (Leichensagen-Einladen der zerstreut wohnenden Bauern zum Leichenbegängnis) mit ihr besprochen hatte (zwar die Mutter war noch nicht tot, aber: „besser ist besser“ hatte der Herr Pfarrer gesagt!), machte sie sich wieder auf den Heimweg, um Küche und Stall zu versorgen und alles zum Versehen zu richten. — — —

Damit wäre alles in schönster Ordnung gewesen, und nun ließ der Tod schon acht Tag auf sich warten! Und jeden Tag das Fragen von Nachbarsleuten, von Verwandten und Bekannten! Im Anfang hatten sie sogar heulen wollen, wie's der Brauch ist an einem Sterbett. Da war die Holderbäuerin aber ungeduldig geworden, denn sie war zeitlebens mehr fürs Schaffen als fürs Gefühl gewesen. Und beim Schaffen mußte es von der Hand gehen!

Verschieben gab's da nicht! Also mochte jest auch der Tod gefälligst rasche und ordentliche Arbeit machen! Es kam ihr wie ein Unrecht vor, noch immer lebendig und untätig hier zu liegen, wo sie ihr Sterben doch schon an die große Glocke gehängt hatten!

Da, am Samstagnachmittag schien es zu Ende zu sein. Seit zwei Stunden lag die Holderbäuerin unbeweglich und mit geschlossenen Augen. Kaum, daß sich die Flaumfeder, die sie ihr vor den Mund hielten, noch bewegte. Nur die Fingerspitzen waren von Zeit zu Zeit in Tätigkeit, „Well: zupfen“, ein sicheres Zeichen, daß sie „himmeln“ wollte.

Weinend stellte die Lisbeth ein Trinkglas voll Weihwasser zwischen zwei brennende Kerzen, tat ein Buchsbaumzweiglein zum Besprennen hinein und holte das angerauchte Kreuzifix aus dem Herrgottswinkel.

Da ging draussen die Stubentür. Und in die Kammer, wo die Todfranke lag, drangen die leisen Stimmen des Matthes und des Müllertoni, eines Nachbarn, mit dem die Holderbäuerin in jahrelangem Zwist gelegen. Der Streit ging um einen Ackerstreifen, der zwischen ihren Feldern lag, und den der Müllertoni um jeden Preis in seinen Besitz hatte bringen wollen. Aber er hatte einen Fehler gemacht, indem er auf sein Wegrecht pochte. Da war die Alte aufgefahren! Sie nahm das Wort „Recht“ als Kampfruf auf und schwur, daß sie ihm den Meißer zeigen wolle, und ob das Recht bei ihr oder auf der andern Seite sei. Der Toni war zum Advokaten gelaufen, und seitdem boten sie sich nicht mehr die Zeit, die Holderbüri und er. Und das ist auf dem Dorfe so wie etwa in Rom der große Bann.

Nun, da sie so gut wie gestorben war, hielt es der Müllertoni an der Zeit, die Sache mit dem neuen Bur ins reine zu bringen. Der war ihm ohnedies nicht gewachsen und würde jest am nachgiebigsten sein. Und wirklich meinte der Matthes auch gleich: „'S isch recht, Toni, komm' d'nächst Woch' widder her, wenn alles rum isch. Mir rede d'rno mitnander!“

Mit der Dreiviertelsleiche der alten Holderbüri war unterdessen eine seltsame Veränderung vorgegangen. Sie hatte sich nämlich nach vorn

gedreht und das spitze Gesicht halb aus den Pfulgen erhoben. Die scharfe, lange Nase, an der ein gelbes Tröpflein hing, wisperte aufgeregt hin und her. Lauernd funkelten die kleinen Augen. Und wie der Matthes sagte, daß der Toni wiederkommen solle, giftelte sie mit überschnappender Geisterstimme in die Stube hinaus: „Du Lalli, bild' d'r jo nix ii, du besch de Hof noch nit!“



Die scharfe lange Nase der Holderbäuerin wispelte aufgeregt hin und her . . .

Zwei Tage darauf langte die alt Holderbüri nach ihrem Unterrock, der auf der „Fuhete“ (Fühende) des Bettes lag. Murrte: „Die len ei'm jo doch nit ruehig schterwe!“ Und stand auf.

Dann werkte und schaffte sie noch jahrelang wie zuvor, und der Matthes ward kleiner, als er je gewesen. Bis sie, eine hohe Achtzigerin, eines Sonntagnachmittags einschlies und nicht mehr erwachte.

Den Hof aber hat jest „der Klei“, und der Matthes und die Lisbeth sind im Lieblichhäusli. — — —

## Wann haben wir einen zeitigen Winter zu erwarten?

1. Wenn die Bäume ihr Laub lange behalten.
2. Wenn die Ameisen ihre Haufen im Juli höher als gewöhnlich bauen.
3. Wenn uns die Zugvögel vor Michaelis verlassen.

## Eine stachelige Geschichte

Von Hermann Holl

Also, jetzt wird einmal erzählt, wie ein altes Weiblein und zwei Bauern eine Schlacht gewannen. Und dies gegen hundert kaiserliche Landsknechte samt Mann und Ross und Wagen.

Schuld daran ist der Neckar. Bevor dieser bei Heidelberg in das Rheintal eintritt, wird er viele Stunden vorher bereits auf beiden Seiten von steilen Hängen hart eingeeengt. An den jähen Bergwänden klebt da eine Burg, dort ein Schloßchen. Wie Schwalbennester hängen sie manchmal an schroffen Abstürzen. Oben auf den Höhenzügen liegt dann in leicht gewellter Landschaft Dorf um Dorf versteckt. Am Ufer des Neckarflusses aber führt eine uralte Landstraße. Streckenweise zur rechten, dann wieder zur linken Seite des Ufers sich hinwindend, hat diese bis ins Schwäbische hineinziehende Straße unendlich viel gesehen. Der Neckar ist manchmal ein sehr wilder Geselle. Was in heißen Sommern so in seinem Bette dahinmurmelt, das sieht sich sehr zahm an. Oft aber im Frühjahr, zur Zeit der raschen Schneeschmelze, und besonders dann, wenn im Gebiet der Nebenflüsse noch lang anhaltende Regengüsse hinzukommen, gerät der Fluß ins Steigen, wird zum Strom und führt pfeifend und gurgelnd und brausend gewaltige Wassermengen an den erschrocken schauenden Menschen vorbei zu Tal.

In früheren Zeiten, besonders als die Landstraße noch tiefer als heutzutage lag, war sie oft auf lange Strecken überflutet und der Verkehr nicht immer möglich. So war auch einst während des Dreißigjährigen Krieges, es mag um die Mitte gewesen sein, doch ist das Jahr nicht mehr genau bekannt, der Neckar wieder sehr stark angeschwollen. Ein Haufe kaiserlicher Hilfstruppen samt Troß sollte vom Rhein aus in die Würzburger Gegend ziehen, konnte jedoch die den Neckar entlanglaufende Straße nicht benutzen. Da dem Führer der Truppe bekannt geworden war, daß sich dicht bei Eberbach eine starke Fäbrie befände, zog er mit seinen Leuten an Wiesloch und Lobensfeld vorbei über die Höhen hinweg. Die Kunde vom Anmarsch der Abtheilung verbreitete sich rasch. Die Einwohner der Dörfer fürchteten Schlimmes, weil sie im Lauf der Jahre schon ähnlichen Besuch erhalten hatten und öfters bereits bis aufs Blut ausgefaugt worden waren. Denn es war immer dasselbe: Ob kaiserlicher oder Schwede, im Bauernschinden blieben sie sich vollkommen gleich!

So kam der kaiserliche Hilfstrupp zuerst nach Waldwimmersbach und mußte dort über die

Nacht und einen Teil des anderen Tages verbleiben, weil auf den schlechten Wegen einige Räder in die Brüche gegangen waren. Dabei vergnügte sich das Soldatenvolk auf seine Art. Ob es einem lutherischen oder einem katholischen Bauern die Geiß aus dem Stall zog oder dem Federvieh den Kragen abdrehte, das blieb ihm gleichgültig. Sicher war es, daß der Ruf dieser kaiserlichen Schwefelbände auch nach dem an der Strecke gelegenen Dorfe Schönbrunn, das sich so ziemlich an der höchsten Stelle des Weges befindet, vorauseilte und die Einwohner mit schwerem Bangen erfüllte. Die Bauern dieses Ortes, die erst ein Jahr vorher von einer schwedischen Bande gründlich gebrandschaft worden waren, flüchteten Hals über Kopf mit Kind und Regel, mit Vieh und Lebensmitteln und mit ihrem kümmerlichsten Hausrat in den dichten Wald bei der Glasquelle. Dort schlugen sie ein Notquartier aus Moos und Tannenästen auf. Auch das Vieh hatte man mitgenommen und nur die Hähne, deren Geschrei verraten konnte, zurückgelassen. Zurück blieb auch im oberen Dorfe, das einen Büchschuß vom unteren Dorfe entfernt war, ein uraltes Weiblein, die Zimmermännin, die sich von ihrer kranken Geiß nicht trennen konnte. Einige Jahre vorher, als die Pest wütend gehaust hatte, war sie auch schon als einziger Mensch im Dorfe verblieben. Zwei Bauern, Wolfgang Heiß und Heinz Wilhelm, aber hatten sich als Späher in der Nähe des Dorfes im Gebüsche verborgen. Da die Kaiserlichen es mit dem Fouragieren in Haag, dem Dorfe vorher, anscheinend gründlich nahmen, und bei Anbruch der Dämmerung noch nicht in Sicht waren, gingen die beiden Schönbrunner Bauern wieder in das obere Dorf, aus dem sie stammten, zurück. Beide Männer waren von einer kräftigen und unerschrockenen Art. Sie liebten ihre Heimat als die Erde, die sie ernährte. Sie liebten aber auch ihre Nachbarn als Menschen derselben Art und waren von Zorn und Weh darüber erfüllt, wie die Fürsten und Feldherren und deren Kriegsvolk mit ihnen und ihrem lieben Ackerboden umgingen. Man zählte Anfang Mai. Die vergangenen zwei Wochen war schönes Wetter gewesen, die Hügel standen voll blühender Blumen und duftprunkenden Krautes. Die Bienen waren zum Teil noch am Einsammeln. Als der Heiß im Vorbeigehen an eine Fliederstaude langte und die blaue Dolde langsam durch die Hand gleiten ließ, da wurde er plötzlich von einer Biene heftig in den Handrücken gestochen.

Das tat gar nicht wohl, brachte aber die beiden Bauern im wechselndem Gespräche auf einen ihnen gut scheinenden Gedanken. Sie schritten also rasch zur alten Zimmermännin, die auf dem Dorfplaz in einem Hause hinter der großen Linde wohnte, und teilten auch ihr den Plan mit. Jeder der zwei Bauern legte nun doppelte Hofen und Röcke an, streifte dicke Schleier über Kappen und Gesicht und Handschube über die Hände. Die Zimmermännin band ihnen die Hofen um die Knöchel und die Ärmel vor den Handgelenken fest mit Schnüren zu. Nun sahen die beiden wie unförmig plumpe Bären aus. Mittlerweile war es dunkel geworden. Beinahe hinter jedem Hause des Dorfes befand sich ein Bienenstand. Da nahmen der Heiß und der Wilhelm Korb um Korb heraus und stellten diese in die Hauseingänge und Scheuern und leeren Ställe. Und zwar so, daß sie hübsch vorne dran standen. Das war eine Arbeit, die so ziemlich die ganze Nacht in Anspruch nahm und von den Bienen deshalb nicht viel gestört wurde, weil sie es vorzogen, lieber in den warmen Stöcken zu bleiben als in der kühlen Mairnacht zu erstarren und auch vielleicht deshalb nicht, weil die beiden Leute sachverständig voringen. Die alte Zimmermännin nahm ihre franke Geiß mit in die Stube und schloß sich dort ein. Halb bänglich und halb sicher schaute sie den zwei plumphen Gestalten nach, als diese mit dem ersten Sonnenstrahl das Dorf am Westausgang verließen und etwas oberhalb im Gebüsch sich verkrochen. Kaum eine Stunde später knarrten die Wagen der Kaiserlichen den steinigen Weg von Haag herunter und hielten im Unterdorf. Dort sah es jedoch böß aus. Der größere Teil der Häuser war im Vorjahr von Schweden abgebrannt, die übrigen gähnten vor Verfall und Leere. Die Stille im Oberdorf aber kam den Soldaten unheimlich vor. Sie umkreisten insofgedessen, einem Befehle ihrer Offiziere nachkommend, das obere Dorf und drangen dann auf ein als verabredetes Zeichen gegebenes Trompetensignal hin mit Hurra und Hallo in die Ortschaft und dort in die Gebäude ein. Wenige Minuten später bereits fing ein lautes Plärren und Schreien an und geflucht wurde, wie es eben nur Soldaten können. Denn die in die Häuser eingedrungenen Kriegsknechte hatten es allerorts sofort mit den Bienen zu tun gekriegt. Die kamen in ganzen Völkern aus allen Türen und Toren gestürzt und fielen wütend über die Kriegsleute her. Jeder der Gestochenen lärmte und fluchte aus Herzenskräften und rannte in Todesangst auf dem kürzesten Wege wieder aus dem Dorfe hinaus. Das alte Weiblein aber spähte vor-

sichtig hinter einer Scheibe ihrer Stube hervor und glückerte greisenhaft vor Vergnügen. Die beiden Bauern in ihrem Verstecke jedoch wälzten sich vor Lachen, so daß sie schier keine Luft mehr kriegten. In Zeit von einer halben Stunde war kein Soldat mehr in der Nähe des Dorfes zu sehen. Die meisten von ihnen waren, die breite, abwärtsführende Straße benutzend, Zeter und Mord schreiend, in das untere Dorf gerannt. Die wütenden Bienen flogen in Scharen dicht hinterdrein und fielen dann auch über die zurückgebliebenen Mannschaften, über deren Pferde und einige Wagengespanne her. Diese wurden scheu und rissen mit Lärm talwärts aus. Die Begleitung der weiter unten haltenden Kriegsfuhrwerke hörte das Wehgeschrei der gepeinigten Landstnechte und sah die herrenlosen Gespanne herabrafen. Da glaubten sie nichts anderes, als daß ein erfolgreicher Überfall auf die Ihren stattgefunden habe, und diese in die Flucht geschlagen seien. Sie saßen insofgedessen auf, hieben auf die Pferde ein und rasteten das steile Tal gegen Allemühl hinunter. Und all die von den Bienen gepeinigten Kriegsknechte liefen Hals über Kopf hinter ihnen drein.

Nach einer guten Stunde etwa hatten sich die Bienen wieder so annähernd beruhigt. Trotzdem stülpten die beiden Bauern ihre schleierumwickelten Kappen über den Kopf, ehe sie in



Heiß und Wilhelm nahmen Korb um Korb heraus und stellten sie in die Hauseingänge

das Dorf gingen. Dort war es fein still. Nur auf dem steinernen Brunnenrand seitlich des Dorfplazes saß ein kaiserlicher Korporal. Dieser

war beim Angriff der Bienen, und nachdem sie ihn gehörig zerstoßen hatten, vor Entsetzen in



Jeder der Gestochenen lärmte und rannte wieder aus dem Dorf hinaus

ein leeres Faß gekrochen. Dort hatte er, eng zusammengekauert, solange gelegen, bis ihn ein heftiger Wadentrampf zwang, seinen Zufluchtsort aufzugeben. Jetzt sah er, wie gesagt, auf dem

steinernen Brunnenrand, hatte Wams und Hofen ausgezogen, flöhte sich die Bienenfacheln dusendweise aus dem Leib und kühlte die Beulen mit Wasser. Als er zwei unförmig verummte bärenhafte Gestalten auf sich zukommen sah, verfiel er in Heidenangst, ließ Rock und Hofe im Stich und rannte im Hemde, den Säbel in der Hand, Hals über Kopf seinen Kameraden nach Allemühl nach. Von den Kaiserlichen hat sich keiner mehr in Schönbrunn sehen lassen.

Die Bauern kehrten aus den Wäldern zurück und brachten ihre Bienen wieder säuberlich an Ort und Stelle. Der Heiß machte noch eine Kriegsbeute. Er nahm den tuchernen Waffentrock vom Brunnenrand mit heim. Beim genauen Hinschauen, zu Hause in der Stube, fand er dort eine Handvoll spanische Silberdoublonen und eine venetianische Münze zwischen dem Rockfutter eingenäht. Die wickelte er säuberlich in einen Beutel und versteckte diesen lachend unter der höchsten Dachsparre seines Hauses.

Dort scheint das Geld aber doch vergessen worden zu sein, denn erst vor ganz kurzer Zeit hat es die Tochter eines Nachkommen des Heiß durch Zufall heruntergestoßen, so daß die großen Taler lustig prasselnd herumhüpften. Ihr Vater zeigte mir die Münzen und meinte, mit ihnen klimpernd, schmunzelnd, dazu:

„Die Dummköpfe, wären sie auf der anderen Neckarseite geblieben!“

## Verse und Reime aus dem unteren Breisgau

Gesammelt von Karl Ernst Wiemann

Leg d'Schtäge a, ränn d'Hofe na,  
nimm d'Rüeh mit, d'Padärne kälweret,  
d'r Schtall rännt scho lang im Käwli rum.

Wo-n-i here hab blize und g'sähne hab dundere,  
haw-i d'r Räbbärg in Sack g'steckt  
un bin's Rabmässerli na g'rännt,  
un g'schwizt bin-i un g'rännt haw-i,  
aß m'r d'r Buckel am Wasser na g'rännt isch!

Schalt's G'witter unter de Schopf,  
s'hängt e Wägeli am Himmel.

E Maidli, wu pfißt, un e Suan, wu trajt,  
däne g'bert de Kopf im Ringrum drajt.

Borne Fleisch un hinde Fleisch  
un middle Holz un Ise? (Bauer mit Pflug und Pferd.)

's rännt ebbis um's Hüis rum un hundert Mann kenne's  
nit trage? (Der Wind.)